

Leseprobe

Walter
Kempowski
Hamit
Tagebuch 1990

btb



Walter Kempowski
Hamit
Tagebuch 1990

"In der deutschen Literaturlandschaft ist Walter Kempowski eine Ausnahmeerscheinung, weil er dem Dokumentarischen soviel Aussagekraft zutraut." *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,99 €



Seiten: 432

Erscheinungstermin: 08. Dezember 2010

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Eine persönliche, gesellschaftliche und politische Dokumentation der Ereignisse – und die Geschichte einer Heimkehr

Es ist leichter fortzugehen als zurückzukommen. Diese Erfahrung steht über dem dritten Band des persönlichen Tagebuchs von Walter Kempowski. Nach »Sirius« und »Alkor«, den Sternenbildern, ist das Jahr 1990, das Jahr der Wiedervereinigung, für den leidenschaftlichen Wörtersammler aus Nartum das Jahr, in dem er sich zum fernsten Stern seines Lebens aufmacht, in die Heimat - Hamit, wie man im Erzgebirge sagt.



Autor

Walter Kempowski

Walter Kempowski wurde am 29. April 1929 als Sohn eines Reeders in Rostock geboren. Er besuchte dort die Oberschule und wurde gegen Ende des Krieges noch eingezogen. 1948 wurde er aus politischen Gründen von einem sowjetischen Militärtribunal zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Nach acht Jahren im Zuchthaus Bautzen wurde Walter Kempowski entlassen. Er studierte in Göttingen Pädagogik und ging als Lehrer aufs Land. Seit Mitte der sechziger Jahre arbeitete Walter Kempowski planmäßig an der auf neun Bände angelegten "Deutschen Chronik", deren Erscheinen er 1971 mit dem Roman "Tadellöser & Wolff" eröffnete und 1984 mit "Herzlich Willkommen" beschloss. Kempowskis "Deutsche Chronik" ist ein in

Hamit – Heimat: dieses altmodische Wort beherrscht das Leben Walter Kempowskis im Jahr eins nach dem Mauerfall. 1990 kehrt er in seine Geburtsstadt Rostock zurück – eine langsame, manchmal quälende, manchmal tief bewegende Annäherung in vielen Schritten, zuerst zusammen mit dem Bruder, der einen Panzer aus Kälte braucht, um den Anblick des elterlichen Hauses zu ertragen. Es ist der Ort, wo sie vom Tod des Vaters erfuhren, es ist der Ort, wo Walter nach dem Krieg verhaftet wurde und für acht Jahre nach Bautzen verschwand. Mit der persönlichen Annäherung verfolgt Kempowski gleichzeitig die Annäherung der beiden deutschen Staaten – hin und her gerissen zwischen Angst und Aufbruchstimmung. 1990 ist aber auch das Jahr der Fertigstellung seines ersten Tagebuches »Sirius«, ist intensive Auseinandersetzung mit dem kollektiven Tagebuch »Das Echolot«, begleitet von entmutigenden Zweifeln, ob dieses große Gedächtnis der kleinen Leute wirklich bewältigt werden kann.

WALTER KEMPOWSKI, geboren am 29. April 1929 in Rostock, starb am 5. Oktober 2007 in Rotenburg an der Wümme. Er gehört zu den bedeutendsten deutschen Autoren der Nachkriegszeit.

Walter Kempowski

Hamit

Tagebuch 1990

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Pocket* liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Januar 2011,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2006 by Albrecht Knaus Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: semper smile München, unter Verwendung
einer Zeichnung von Renate Kempowski
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
MM · Herstellung: SK
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74151-9

www.btb-verlag.de

Für Kirsten Hering

Januar 1990

Nartum

Mo 1. Januar 1990, Neujahr

Wer sik nich wohrt, ward oewerkort. (Mecklenburg)

Dieses Jahr wird uns ein Wiedersehen mit der Heimat bringen.
Heimat – ein altmodisches, diskreditiertes Wort.

Heimat, theure Heimat, dir nur allein
Gilt all mein Sehnen, all mein Sein:
Theure Heimat mein!

sangen wir in Bautzen. Von heute aus gesehen: Ein bißchen übertrieben, man hat schließlich noch was anderes zu tun. Auch die Emigranten aller Zeiten mögen so voll Heimat gewesen sein. Aber gesungen haben sie gewiß nicht. Mancher spuckte auf sein Heimatland, aber im Innern wird auch er an die Linde vorm Vaterhaus gedacht haben.

Rostock ist im wahrsten Sinne des Wortes eine «Heimat»-Stadt, sie hat etwas von Heimat an sich, ganz allgemein, wie Göttingen etwa, man kann nicht begreifen, daß es Menschen gibt, die diese Stadt nicht mögen: die alten Kirchen und Tore, die Universität ... Die See nicht zu vergessen! – So wenig wie man es versteht, wenn Menschen sagen: «Heimat? Ich bin überall zu Haus.» Leute ohne eine Bindung an Heimat sind mir verdächtig.

Immer bin ich in Rostock gewesen, auch in den Jahren der Trennung. Ich habe diese Stadt vor und zurück beschrieben, Fotos gesammelt, ja, ich bin sogar so weit gegangen, sie in Papier nachzubauen! Sehnsucht ist gar kein Ausdruck!

Vielleicht wäre mein Heimat-Drang gar nicht so stark gewesen,

wenn man mich an einem Wiedersehen nicht gewaltsam gehindert hätte?

Ein Zarah-Leander-Film hieß «Heimat». Eine ziemlich kitschige Sache. Aber das Lied «Drei Sterne sah ich scheinen ...» hatte es doch in sich.

Setzen wir das Wort «Hamit» an die Stelle des abgegriffenen Wortes «Heimat». «Hamit», wie die Erzgebirgler sagen. Da fühlt man sich schon ganz anders! Und man hat sie ganz für sich, die theure Heimat, weil alle Welt denkt, man spricht von einem fernen Stern. So fern war sie auch, die Heimat, in den vergangenen vierzig Jahren, fern, aber gegenwärtig. Wir möchten sie gerne berühren, die alte Welt, die der Ort unserer frühen Schmerzen ist. Vielleicht geht von einer Berührung «Heilung» aus?

Es ist leichter fortzugehen, als wiederzukommen.

(Zarah Leander in «Heimat»)

Wir haben Abschied genommen von den Achtzigern und schwenken in die Neunziger ein.

Die goldenen Fünziger, noch halb in Bautzen, schon halb im Westen, die nicht minder goldenen Sechziger, mit Studium, Ehe, Job und Kindern (zunächst das düstere Breddorf und dann das liebe Nartum), die verhunzten roten Siebziger, die Achtziger, die mir Sommerklubs bescherten mit viel Jugend und Seminare mit reiferem Alter, mit «Herzlich Willkommen» den Abschluß der Chronik und die «Hundstage».

Die Freßwelle, die Möbelwelle, die Reisewelle ... Wir schwimmen noch immer geduldig Zug um Zug, mal mit, mal gegen den Strom.

Nun also die Neunziger, sie werden uns ein Wiedersehen mit der «Hamit» bescheren und manches andere, wenn ich nur immer schön meine Pillen nehme! Wer hätte das gedacht. Morgen fällt auch für uns die Mauer, die ja nach Meinung des Staatsratsvorsitzenden Honecker noch 100 Jahre stehen sollte. Mit Prophezeiungen dieser Art sollte man vorsichtig sein. Hitler hat mit seinen 1000 Jahren ja auch ziemlich vorbeigehauen, mit den vier

Jahren jedoch richtig gelegen. Nach vier Jahren war Deutschland in der Tat nicht mehr wiederzuerkennen, so wie er es vorausgesagt hatte. Im vorigen Jahr habe ich mir die «Friedensgrenze», den «Schutzwall», noch angesehen, sauber geharkt, ein Jeep patrouillierte zwischen den Stacheldrähten und Mauern dahin. Und diesseits pflückten Türkenfrauen Melde. Die Visumpflicht für den Arbeiter-und-Bauern-Staat ist aufgehoben worden. Ich fahre also morgen mit Robert nach drüben, in das «Phänomen», wie Kurt Georg Kiesinger die DDR nannte. Hübsche deutsche Formulierung: «Unrechtsstaat». – «Ostzone» war von Anfang an die richtige Bezeichnung. – «Wie meinen Sie das?»: Sie enthielt das Armselige, was der sogenannten DDR bis zum Schluß anhaftete.

Heimwärts reitet Silen. Er spielt auf der lieblichen Flöte
freilich vielerlei, doch meistens nur düdellütt!

(Wilhelm Busch)

Nartum/Hamburg

Di 2. Januar 1990

*Alle Morgen Grött, alle Möddag Môss, alle Abend Päkelflêsch
on alle Nacht en Stoss.* (Alt-Pillau)

Heute also nach Rostock: Auf, auf! sprach der Fuchs zum Hasen, hörst du nicht die Hasen blasen? – Robert war schon von anderer Seite aufgefordert worden, nach Rostock zu fahren, ich konnte ihn gerade noch davon abhalten. Dieses Erlebnis sollten wir schon gemeinsam haben.

Beim Zusammensuchen des Reisegepäcks sah ich mir mit einem gewissen Wohlgefallen meine Siebensachen an, die neuen Hemden, die Krawatten. Das lederne Necessaire, das Hildegard mir schenkte, liegt obenauf, mit «Paco Rabanne», dem bisher noch nicht benutzten Duftwasser, dem silbernen Pillenschachtel-Set mit Gelonida, Aspirin, Valium, Vitamin C, Spartocine N, Pra-

vasin, Stilnox, den Fläschchen mit Kamilloosan und Bifiteral, der Speick-Seife und dem freundlichen Taschenkamm, «handgesägt». Den echten Schwamm muß ich leider zu Hause lassen, weil er die Feuchtigkeit zu sehr hält.

Beim Heraussuchen der Anzüge langes Überlegen: Räuberzivil? oder in Schale werfen? – Als Herr zurückkehren oder als verlorener Sohn? Ich werde mich der Heimatstadt in Tarnkleidung nähern, das wird das Beste sein. Von hinten anschleichen, kein Aufsehen erregen.

Auf die Türme werden wir verzichten müssen, sie loderten im April 1942 gen Himmel, wie es schlechte Heimatschriftsteller formulieren.

Je mehr Mahnmale, desto weniger fühlen sich die Menschen betroffen.

Jedes Denkmal legt Erinnerungen für immer ad acta.

Rostock

Do 4. Januar 1990

Iwarôl is's guad sain, ôwa daboam is 's am besten.

(Niederösterreich)

Ich fuhr gestern abend zu Robert nach Niendorf. Er hatte sich was «hinter die Binde gegossen», was ich natürlich sofort bemerkte. Offensichtlich aus Furcht vor unserm Abenteuer hatte er was getrunken. Er sei ja nur «auf Bewährung» entlassen worden, sagte er, also, beim geringsten Anlaß sperren sie ihn womöglich wieder ein? – Das ist «der Respekt vor dat Hus», wie John Brinckman es ausdrückte. Es wäre ja herrlich, wenn wir in dieser Hinsicht Schwierigkeiten bekämen, das wäre ja im Hinblick auf Publicity äußerst wertvoll!

Einsperren werden sie uns nicht, aber vielleicht setzen sie Schläger auf uns an.

Wir kauften Gemüse ein und Obst für unsere Gastgeber – jungesellhaft viel – und fuhren los. Mit Gott für Kaiser und

Reich. Robert hatte einige Jazz-Kassetten eingesteckt, für unterwegs, sein Fundus ist sagenhaft. Wenn er in seiner Stube sitzt, zündet er sich eine Zigarre an und läßt sich von seiner Musik umspülen. Teddy Wilson, Nat Gonella, Ella Fitzgerald. – Translocationen in jeder Hinsicht. Auch das sind Denkmäler. Sie erinnern mich an Roberts Freunde, die eben noch die Platten auflegten und dann hinaus mußten und «fielen». Dicki Möller, Erni Weber, Helmut Wischeropp ... Als sie sich verabschiedeten, waren sie bereits zum Tode verurteilt. Müssen wir ihr Leben leben? Da war doch noch was offen?

Carry me back to Old Virginny ...

Ich habe den Jazz-Professor Berendt nie leiden können. Er nahm uns durch Erklärungen weg, was wir doch schon alles wußten.

Nicht viel Verkehr, wir dachten, es würde jetzt, nach dem Wegfall der Visumpflicht, eine Völkerwanderung in umgekehrter Richtung einsetzen. Ein zweiter Mauerfall. Wir waren weit und breit die einzigen. Der Grenzbeamte am «antifaschistischen Schutzwall» in seinem Glaskasten winkte uns einigermaßen freundlich durch, unsern Ausweis wollte er nicht sehen. Wie der sich wohl noch vor zwei Monaten benommen hat! Mit Spiegel unter dem Wagen nachgesehen, ob da Propagandamaterial versteckt ist? Einen dieser deutschen Herrenmenschen in ausgestopftem Zustand ins Museum stellen. Ob diese Leute wohl mal fotografiert wurden?

Der alte Witz von «Gänsefleisch» geht einem durch den Kopf. «Gänsefleisch den Kofferraum öffnen ...»

Durch intensives Grinsen kann nichts ungeschehen gemacht werden.

Wir hatten es dann ganz gemütlich, vollgetankt bis zum Stehkragen, zwei Reservekanister hinten drin (wer kann wissen, was uns drüben noch alles blüht?), Roberts Jazz-Kassetten, be-

legte Brötchen und das behagliche Gefühl, irgendwie als Sieger der Geschichte heimzukehren.

Über der traurigen Landschaft lag Braunkohledunst, alles war naß, programmgemäß regnete es: isländischer Sommer. Die Gelassenheit des Niederschlags übertrug sich auf unsere Stimmung.

In einem Dorf stoppte uns ein kleiner Junge, er spielte Bananengröße à la Bundesrepublik und schenkte uns Äpfel aus einem Korb.

Komischer Gedanke, daß die Chausseebäume hier schon seit Kaisers Zeiten stehen. Und hier strömten 1945 Flüchtlinge und Soldaten in Richtung Westen. Und die Russen hechteten irgendwie zähnefletschend hinterher.

... Oh, my poor Nelly Gray
they have taken you away
and I never see my darling anymore ...

In Wismar hielten wir kurz an, bis hierher waren damals die Russen gekommen. Hatten sich die Alliierten die Hand geschüttelt? Ich hätte es im April 1945 noch schaffen können, warum bin ich nicht weggelaufen? Zu Fuß, oder sogar mit unserem Dampfer, der noch am 1. Mai im Rostocker Hafen lag.

In einer ausgebauten Garage aßen wir einen Napf Kartoffelsuppe, «daß die hier eine so gute Kartoffelsuppe haben, hätten wir nicht gedacht», so in diesem Stil. Von zwei Arbeitern wurden wir beäugt, ohne daß ein Gespräch in Gang gekommen wäre. Robert, der sonst nie um Worte verlegen ist, hatte es die Sprache verschlagen. Er versuchte es auf Platt, ohne Erfolg, wahrscheinlich waren es Sachsen. «Kennwort *Nußbaum*» hätte hier nichts genützt. Sein britischer Schnurrbart wird ihnen im Gedächtnis bleiben.

Nachdem wir Wismar durchfahren hatten, an der in die Luft gesprengten Marienkirche vorüber, und ich dabei zum weiß nicht wievielten Male die Erinnerung an eine junge Russin hervorge-

holt hatte, die sich anno 1947, als ich noch ein Jüngling war, an mein Bett gesetzt, meine Hand gefaßt und von ihrer Heimat erzählt hatte, und nachdem ich Robert ins Ohr geschrien hatte, was ihn «vergleichsweise kalt ließ», nämlich daß St. Georgen, die da langsam vor sich hinrottet, die entfleischten Rippen gen Himmel gedreht, eine Schwesterkirche von St. Marien in Rostock ist, verließen wir bei Züsow – ein Name, der ihm gefiel – die Transitstraße, hin und her überlegend, was wohl das Schild zu bedeuten hat:

Auf der TS ist wegen
Rekonstruktionsarbeiten
kein DK zu erhalten.

Wir fuhren durch mecklenburgische Landschaft, Oscar Peterson hinauf, hinunter, hin und wieder eine Bischofsmütze, so nennt man die charakteristischen Kirchtürme hier, und die Scheibenwischer immer hin und her, ohne daß uns ein Mensch begegnete. Robert erzählte lange Geschichten von seinem Kollegen in der Deutschen Bank, pi-pa-po, der ihm schon seit 15 Jahren am Schreibtisch gegenüber sitzt, und wir dachten beide an Rostock, an die «Hamit», die wir hatten verlassen müssen und in die wir jetzt tatsächlich wohl irgendwie als Sieger wieder einziehen würden. Wenn auch mit Blessuren und gänzlich ohne «Hosianna!»

Sieger? Als gute Onkels aus dem Westen mit stark ausatmendem Gemüse und Apfelsinen im Kofferraum.

In den Dörfern hier und da ein paar nasse, herabhängende Tücher auf einem Zaun oder im Gesträuch, eben noch zu ahnen waren die darauf gepinselten Aufschriften: Herzlich willkommen! – Vor einer LPG hing trotzig eine Fahne mit Hammer und Zirkel.

«Sozialismus heißt Siegen.»

Ein Mann auf einem Moped fiel uns auf, der trug einen sehr komischen Schutzhelm. «Vorsintflutliche» Lastwagen, einer hinten links Schlagseite, mit tropfendem Kies beladen.

Dann kam Satow in Sicht mit der Kirchenruine aus dem Dreißigjährigen Krieg, von Efeu überwachsen, jetzt möglicherweise «Freilichtbühne» für Störtebeker-Laienspiele, Kritzmow, wo Vater eine Freundin hatte, die Dorfschullehrerin war.

Und schließlich der Neue Friedhof mit den eingeebneten Gräbern unserer Großeltern. Lichter über dem Strom? Und dann «Rostock», das gelbe Schild. «Diese Stadt arbeitet im antifaschistischen Sinne» hatte früher darunter gestanden.

Es regnete immerfort, ganz undramatisch, ein Landregen, der nie aufhört.

Treu auch bist du von je, treu auch dem Flüchtlinge blieben,
Freundlich nimmst du, wie einst, Himmel der Heimat, mich
auf?

(Hölderlin, «Der Wanderer»)

Bevor wir uns in die Stadt hineintrauten, nicht so sehr «Buddenbrooks» im Sinn, sondern eher «Nosferatu», die Ratten in dem Film von Herzog, wie sie in Lübeck durch die Hinterhöfe huschen, unsere aufwallenden Gefühle mehr fürchtend als Verkehrsschwierigkeiten, trafen wir auf die «Trotzenburg», dieses Kaffee-Lokal, in dessen Garten früher ein Keramikuhn gestanden hatte, das Blecheier legte.

Kaffee und Kuchen gab es hier damals und stark verdünnten Himbeersaft. Vater trug Knickerbocker und ein weißes Leinenjackett. Der obligate Sonntagsausflug: Erst sich im Tierpark ergehen, den Bären Kunsthonigschnitten zuwerfen, die in ihrem engen Käfig auf und ab liefen, jeden Winkel ausnutzend, wie wir später in Bautzen, dann zum Kaffeetrinken in die Trotzenburg, wo man ewig auf den Kellner warten mußte.

Im Garten der Trotzenburg pinkelten wir uns erst mal richtig aus, wer konnte denn wissen, was uns erwartete! Genau an dieser Stelle hatte früher ein Kinderkarussell gestanden mit traurigen kleinen Ponys, die es in Gang hielten, immer rundherum. Das Menschengeschlecht. Das Menschenpack.

vor dem Weltkrieg, «mit *de* Pierd will'n Se noch na Rostock?» – Am Petritor saß kein Mütterchen, das uns erkannt hätte, das Tor ist verschwunden, es wurde von den Kommunisten gesprengt. Warum? – Die bröckelnde Stadtmauer, die ruinierte Petrikirche, Schutthaufen rechts und links.

Wir parkten den Wagen vor dem Hotel «Warnow» und gingen über einen Trümmerweg in die Innenstadt hinein. Robert sonderbar kühl, der wollte Emotionen gar nicht erst aufkommen lassen.

Das Kröpeliner Tor.

Herrgott, wie sieht die Stadt aus! Die Kröpeliner Straße ging ja noch, streckenweise sogar ganz hübsch wiederaufgebaut, aber vorne hui und hinten pfui! In den Seitenstraßen verfallene Häuser mit eingestürzten Dächern, Dreckhaufen, die Straßen voller Schlaglöcher, Pfützen. Und über allem der gelbliche Braunkohlen-Qualm aus den Schornsteinen, giftig, der sich auf die Bronchien legt.

Die Menschen mit Parkas und Anoraks in den verschiedensten Farben, obwohl doch gar kein Schnee lag, und wunderlichen Mützen. Junge Leute in DDR-Jeans, Aktenkoffer mit Frühstücksbrot in der Hand. Ich mit meiner Prinz-Heinrich-Mütze war gut getarnt, aber Robert mit steifem Hut und britischem Schnurrbart erregte Aufsehen. Er sagte zum Uniontheater «Metropol» und wußte zeitweilig gar nicht, wo er war. Nun ja, vierzig Jahre sind seither vergangen.

Das Metropol, «Union» und die «Schauburg»: Dick und Doof als Elektrohändler – das Kinogeld mußte zuvor vom Großvater erbettelt werden.

Auf dem Universitätsplatz der Anflug von Herausgeputztheit, neue Häuser anstelle von Baracken der Nachkriegszeit, bereits ein wenig angebröckelt – und alte Häuser, deren «Rekonstruktion» schon wieder Risse zeigt. In der Mitte des Platzes der «Brunnen der Lebensfreude», ein bißchen nazihaft, wie auch die anderen zahlreichen Skulpturen, die in der Stadt gleichmäßig verteilt sind, bronzene Mädchen im Ringelreihen, Lebensfreude

auf Deubel komm raus. Wer wird denn sauertöpfisch hinterm Ofen hocken?

Altvertraute Denkmäler sind verschwunden: der Marmorknabe auf dem Rosengarten, angeblich ein Enkel des letzten Großherzogs, deshalb verdammenswert, das Fritz-Reuter-Denkmal vorm Kröpeliner Tor, «ein Wanderknabe in Granit», wie Robert es ausdrückte, und Pogge, der wohl wegen seiner Afrikaforscherei hier nicht tragbar ist. Auch den Füseler auf dem St.-Georg-Platz hat man entfernt, mit dem verkehrtrummigen Gewehr: eigentlich ja charakteristisch für Revolutionsleute 1918, unter dem wir als Kinder Schneemänner bauten mit Albrecht Josephy, der grade noch rechtzeitig in die Schweiz ging.

Großherzog Friedrich Franz, um den herum Platzkonzerte stattfanden. «Blasen Sie fis!» hatte der Musikmeister dem Oboisten zugerufen. Das Denkmal hatte schon im Krieg dran glauben müssen.

Aber «Pingel und Topp» existiert noch und natürlich «Blücher-ten» vor der Universität, zu dem die Russen aus waffenbrüderlichen Gründen ein freundliches Verhältnis hatten.

Auf dem Hopfenmarkt hatte ein westdeutscher Händler Tische aufgestellt mit Lederwaren, leicht beschädigten Handtaschen und Aktenkoffern. Das Zeug ging rasend weg. Gleich daneben südländische Geldwegzauberer.

Wir schlenderten über den «Boulevard». «Ich geh' in die Stadt», pflegte meine Mutter immer zu sagen, damit meinte sie die Blutstraße mit den feinen Geschäften: Juwelier Dieken, Leinenhaus Ratschow. Sie setzte sich dann ihren Vogelbalghut auf und zog das Netz übers Gesicht: im Spanischen Garten Datteln kaufen oder bei «Leopold» ein Buch.

Jetzt ist im Leinenhaus Ratschow, dem alten gotischen Pfarrhaus der Heiliggeistkirche, eine Bibliothek untergebracht, sie ist nach Willi Bredel benannt, dem alten Lügenbold. Das Kruzifix über dem Eingang hat man mit Zement zugewischt.

Vor dem Krieg trafen sich auf dem «Boulevard» nachmittags von fünf bis sechs junge Leute zum «Bummel». Nur auf der linken

Straßenseite wurde ge«bummelt», und dort auch nur vom Markt bis zur Universität. Mädchen ankucken, anrempeIn, rüberryufen. Zu Kaisers Zeiten taten das schon die Korpsstudenten in ihren Farben. Vielleicht waren sie es, die damit angefangen hatten?

Witten Schal – schlag em daal,
stiefen Hot – schlag em dot ...

Hier passierte es mir, daß mir Hitlerjungen den Hut vom Kopf schlugen. Einen Hut tragen, das war unmännlich. Auch das waren Rostocker. In Bautzen saß ich mit ihnen dann zusammen.

Rostock

Fr 5. Januar 1990

*De nich eens dumm west is, kann sin Läwdag nich
klauk wardn. (Mecklenburg)*

Nach flüchtiger Durchmusterung der Stadt fuhren wir nach Rövershagen. – «Rövershagen», was für ein schöner Name. Von hier aus begannen früher die elend langen Sonntagswanderungen nach Graal, die Eltern auf der Geradeaus-Schneise vorneweg und wir uns hinterdrein schleppend, Tee mit Zitrone in der Feldflasche, der Vater vorn mit Kartentasche und Fernglas aus dem 1. Weltkrieg und die Mutter mit Wandertasche, an «Brandts Kreuz» vorüber, dem «vielfach erneuerten Holzkreuz», das zur Erinnerung an einen Forstmann Brandt errichtet wurde, dem ein Eber den Leib aufgeschlitzt hat, weiß der Himmel, wann. Diese Sonntagswanderungen gehörten zu den Pflichten, die man als Bürger auf sich nahm. Ruth Schaumann + Wandertasche. Und in der Schule den a. c. i. und «Die Bürgschaft». Den langen Weg zu machen, um an der Küste dann eine halbe Stunde auf einer Bank zu sitzen, Brote zu essen und die See anzukucken, die man doch kannte?

Unsere Gastgeber wohnen direkt am Waldesrand. Eine kleine

mecklenburgische Fahne steckte an der Tür, als wir da vorfuhrten. Sie freuten sich über das Gemüse, das wir mitgebracht hatten. Ob die roten Paprikaschoten echt sind?, fragte die junge Frau, und die Kinder probierten die Datteln: «So was haben wir noch nie gegessen.» (Ein bißchen wie: «Stellen Sie sich das mal vor ...») Das erinnerte mich an die Nachkriegsgeschichte mit den Kirschen. «Kirschen, Mami? was ist das?» Als ob davon die Seligkeit abhing.

Ich aß Datteln zuletzt vor dem Krieg: Auf der Spanholz-Packung sind heute wie damals Kamele abgebildet, und auf den Früchten liegt eine kleine Blechgabel. Seit damals habe ich nie wieder Datteln gegessen. Klebrige Finger kriegt man davon.

Wir fühlten uns gleich wie zu Hause, die netten Kinder, ein reich bestückter Abendbrottisch mit wundervollem Brot und erstklassiger Wurst. Eine Art Wohlgefühl breitete sich aus, mecklenburgisch getönt. Man wollte dem «Chronisten des deutschen Bürgertums» Gutes tun und dessen Bruder, der immer so lustige Sprüche losläßt.

Ich aß eine ganze Schüssel Rostocker Mettwurst, Scheibe für Scheibe, mit der ich dann prompt in der Nacht zu tun hatte. Robert ließ seine speziellen Geschichten ab (er wisse, daß er manchmal sehr viel rede), und: «Ich darf doch *du* sagen?» Schnaps wurde hingestellt und Rostocker Bier, und ich verkniff mir meine blaukreuzlerischen Bevormundungen für diesmal und genehmigte mir hinsichtlich der Mettwurst auch den einen und anderen Rostocker Doppelkümmel.

Lange SED-Geschichten, Neues Forum, Mißstände und daß man die Leute noch längst nicht beseitigt habe und so weiter, die liefen immer noch frei herum und seien in Amt und Würden. Allerhand Verbitterungen: Anstatt die Vertreter des Neuen Forums zu interviewen, sind westdeutsche Fernsehleute aufs Rathaus gezogen und haben mit dem SED-Bürgermeister gesprochen. Aber, liebe Freunde, das ist doch selbstverständlich, die gläubigen Westler, wohin sollten die denn gehen? Es sind manche DDR-Verherrlicher darunter, die von mir, dem Bautzener, kein Stückchen Brot nehmen würden.

Die westdeutschen Autofahrer seien so wahnsinnig höflich ..., das wunderte sie. Höflich seien sie, das könne man nicht anders sagen.

Ich hörte mir das alles sehr ungern an. Von diesen Geschichten mag ich nichts hören. Ich habe mit ganz was anderem zu tun. Mir hängt das Heimat-Spruchband aus dem Mund heraus. Besser, man schluckt's wieder herunter.

Man zeigte uns geschmuggelte Kempowski-Taschenbücher, die in Rostock bis zur völligen Zerfledderung von Hand zu Hand gegangen waren, und die Kinder holten ihre Schulbücher, voller Lügengeschichten und Verdrehungen, die ich mit Wohlgefallen durchsah. In der Deutschen Schule zu Stockholm wird noch heute danach unterrichtet, wie zu hören ist, Westermann oder Schrödel kommen denen nicht ins Haus!

Die Kinder saßen rechts und links von mir, leicht nach Seife riechend und mit entzückend Rostocker Anklungen im Dialekt. Der Junge schenkte mir sein Pionierhalstuch. Vielleicht kriege ich die vollständige Uniform eines jungen Pioniers zusammen? Ich werde eine Schaufensterpuppe damit bekleiden und mir ins Arbeitszimmer stellen.

Eine Literaturgeschichte wurde mir vorgelegt, in der auch ich mit dem «Tadellöser» verzeichnet bin:

Das alltägliche Leben einer Rostocker Reederfamilie während des Faschismus und danach wird vorgestellt, die geschichtliche Umbrüche und Katastrophen weitgehend unberührt und ohne Gewinn an Erfahrung hinnimmt. Kempowskis Unverständnis für die revolutionäre Umgestaltung im Osten Deutschlands und der DDR mündet in seinen folgenden Romanen in antikommunistische Tendenzen.

So schreibt die Autorin Ursula Reinhold in der «Geschichte der Literatur der Bundesrepublik Deutschland», erschienen im Volk und Wissen Verlag 1983. «Kempowski schildert kleinbürgerliches Verhalten ohne jede Distanz.» Ob man sich mit der Dame Reinhold mal unterhalten kann? Bei Kaffee und

Kuchen? Wes Geistes Kind sie ist? Alle Tassen im Schrank? – Aber warum eigentlich. Es ist anzunehmen, daß auch in westdeutschen Universitäten dieses Buch Verwendung findet. «Drüben» werde ich noch ganz anders tituliert, das kommt alles aus der gleichen Richtung, und mir weht's das Haar nach hinten. Es wäre interessant, einmal nachzuschlagen, welche Autoren in dem Literatur-Buch wohlgefälliger behandelt werden. Aber irgendwelche Rückschlüsse lassen sich wohl nicht daraus ziehen. Sage mir, wer dich lobt, und ich sage dir, wer du bist?

2005: *Diese Hochschullehrerin veröffentlicht neuerdings das Buch «Gemütlichkeit. Erinnerungen an Kindheit und Jugend». Hätte mir eigentlich einen Brief schreiben können, daß es ihr leid tut.*

Unsere Gastgeber erzählten von ihrem ersten Besuch in Lübeck, gleich nach dem Fall der Mauer. Der Schock über die undurchdringliche Grenze bei Grevesmühlen, die man erst jetzt zum ersten Mal zu sehen kriegte. Die drei Kinder mitgenommen wegen des Erlebnisses: «Die haben sie uns gleich weggefangen.» Als Entschuldigung in der Schule angegeben, man wolle «Heimatkunde» betreiben. Der völlig unerwartet freundliche Empfang im kapitalistischen Westen, über dessen Spontaneität sich die ganze DDR gewundert hat: So wirksam war die sozialistische Propaganda! Der Klassenfeind existierte überhaupt nicht! Man hatte den Menschen ein X für ein U vorgemacht. In Lübeck: Taxifahrer verteilt Geld.

Lange, sorgenvolle Gespräche auch über Steuer, wie das zu deichseln ist, Krankenversicherung und so weiter? Bleibt alles beim alten?

Den Schluß des Abends bildete wunderlicherweise das gemeinsame Ansehen der «Feuerzangenbowle» im Fernsehen, auf das ich auch an diesem Tag – Heimat hin, Heimat her – nicht verzichten mochte. Ich sprach die Dialoge zum Erstaunen der Kinder zeitweilig mit.

«Wahr sind nur die Träume ...» Dieser Satz, der irgendwie

nicht stimmt, aber doch so voll von wohltuendem Sentiment ist.

«Wahr sind nur die Träume, die wir spinnen, und die Erinnerungen, die wir in uns tragen – damit müssen wir uns bescheiden ...» Wem da nicht die Tränen fließen, dem ist nicht zu helfen.

Gegen Mitternacht lag ich im Bett. In einem 1985 erschienenen Gedichtband des Dichters Jens Gerlach, ursprünglich Hamburger, dann in die DDR gegangen, fand ich ein hübsches Gedicht: «Sendschreiben an meine ehemaligen Landsleute» betitelt. Er bezeichnet die Westler darin als dummdreistes Pack.

Was könnte euch helfen?
noch einmal gewaltige dresche?
nein – zwangserziehung bei marx & co.!

2005: *Wo mag der Mann jetzt stecken? Mitglied des PEN ist der Lyriker nicht, aber in der SS-Leibstandarte Adolf Hitler war er und später dann Cheflektor für Schlagertexte am Staatlichen Rundfunk der DDR. – Der vielseitigkeitsgeprüfte Hans Werner Henze hat einiges von ihm vertont. – Heinrich-Heine-Preis 1967.*

Ich wachte heute früh erst gegen 10 Uhr auf und hätte wohl noch länger geschlafen, wenn mein Bruder nebenan nicht auf vertraute Weise gehustet hätte.

Der tiefe Schlaf war auf die intensive Seelenarbeit des letzten Tages zurückzuführen, man glaubt immer, die Seele habe keine Muskeln. In einem unbeschreiblich fremden Land ganz zu Hause sein, sich selbst als fremd empfinden bei aller Vertrautheit. Es sind die alten vertrauten Formeln, in Blindenschrift gestanzt, die wir abtasten, aber sie sind eingekleidet in sehr Fremdes, nicht zu Entzifferndes.

Zu den angenehmen Seiten des Besuches gehörte es, daß wir die Füße unter den Frühstückstisch strecken konnten und dem

Ehepaar zukucken, wie es umeinanderläuft. Nartum ganz in der Ferne, wie auf einer Hallig im Meer.

Frische Brötchen kauften wir in einem Kaufhaus – sie waren nicht aus Backmischung hergestellt –, Frauen aus der Nähe, sehr mecklenburgisch. Die DDR-Fabrikate in den Regalen: Waschmittel, Knäckebrot, alles fremd und doch irgendwie vertraut. Ich kaufte vier Zahnputzbecher aus «Plaste», braun, gelb, grün, rot mit weißen Punkten. Aber vielleicht stirbt man dann vorzeitig, weil die Dinger giftig sind?

Ich nahm auch einen Zuckerhut mit, in blaues Papier gewickelt, wie es sie früher zum Einmachen zu kaufen gab, ich glaube nicht, daß so etwas bei uns noch hergestellt wird. Zumindest wird das blaue Papier mit Blümchen versehen sein.

Ein kleiner Morgenspaziergang. Intensive Überlegungen, ob man hier ein Grundstück erwerben sollte und sich ansiedeln? «Greesenhorst»? Wenn schon, dann müßte man jetzt schnell handeln, denn auf diese Idee werden gewiß auch andere Leute kommen. Kriegt man so was für'n Appel und Ei?

Oder vielleicht doch näher an die Küste heran? In Graal? Wenn man schon an der Ostsee wohnt, will man schließlich nicht so weit laufen. Und ein Blick aufs Meer wäre auch nicht zu verachten.

Graal wäre das rechte. In Graal haben sich die Eltern kennengelernt 1913, was Robert zu dem Ausspruch verleitete: «Der Ring schließt sich, Walter, der Ring schließt sich.» Der Vater war damals siebzehn, und wir sind jetzt über sechzig.

Er sah immer etwas befremdlich aus, der Vater, er hatte wohl viel mit sich abzumachen. Es wäre schrecklich gewesen, wenn er mal die Haltung verloren hätte.

Gegen Mittag machten wir uns auf die Socken. Wir fuhren, wiederum wie die Großeltern es 1903 taten, dem Rostocker Stadtbild entgegen, nun schon etwas nüchterner gestimmt (weil in Kolonne), parkten vor dem uns bereits vertrauten Warnow-Hotel, das uns als Stasi-Schuppen beschrieben worden war, und «begaben uns in die Stadt» wie Charlie Chaplin in «Goldrausch» in die Berge, an den Resten des Kaufhauses «Wert-

heim» vorüber, später AWAG – «Auf Wunsch Arisch Geworden» – und jetzt KORREKT, und über die wüste Stätte, wo die Jakobikirche gestanden hat, jetzt eine Art Schuttabladeplatz mit einheitlich gestalteten Würstchenbuden darauf, die schon seit langem vor sich hinrotten. Ratten huschten uns zwischen die Beine. Dahinter die inzwischen wieder umbenannte Stinalallee, als eine Kulisse modernen sozialistischen Wohnungsbaus, die sich gar nicht mal so übel ausnimmt im Gesamtbild der Stadt. – «Immerhinque», wurde da gesagt.

Über den von den Kommunisten ruinierten Neuen Markt zu unserer alten Schule. Zur «Schule bei den Sieben Linden», wie die Nazis das Realgymnasium taufte. «Mach's Buch zu – *ich* kann's so.»

Weiß nicht, an was Robert dachte, «Gottsdonner!» sagte er ab und zu. Das Lernen war in diesem Institut nicht heiterer Selbstzweck gewesen. In der Hosentasche klimperten die Lehrer mit ihrem Taschengeld, und ihre alten Anzüge trugen sie auf. «Open your books!» – das war der ganze Witz gewesen. Die Klassenkameraden moderat, aber: Rechts neben mir hatte ein Nazi gesessen, der dann später zur Stasi ging.

Dem Lehrer «Hannes» verdanke ich zwei gerettete Jahre, das ist wahr: «Was blüht denn da?», das Bestimmen von Blumen und Gräsern im Rain. Nichts kapiert, nichts gelernt, aber geschont worden. Weshalb habe ich mir noch kein Foto von ihm über den Schreibtisch gehängt? Unvergeßlich die Radtour zum Konventer See: im Grase lagen wir und beobachteten die Störche, wie sie sich zu ihrer Reise in den Süden sammelten.

In der alten Reichsbank tauschten wir 100 Mark West gegen 300 Mark Ost. Robert wurde von einem Schwarzhändler abgefangen und in Machenschaften verwickelt, aus denen er sich aber herauswinden konnte. Ich belauschte zwei Tschechen oder Polen, die miteinander tuschelten, auch sie werden teilhaben an einträglichen Transaktionen, die man dann den Westlern in die Schuhe schieben wird. Viele Leute werden am DDR-Desaster erheblich verdienen.

Das Schiffahrtsmuseum. Irrte ich mich oder steht hier eines unserer alten Stehpulte aus dem Kontor?

Dr. Ditten, Dr. Düwel, Dr. Dietz: das Haus steht noch. Wenn auch andere Leute jetzt da drin sitzen. Kleine Erinnerung an Erika, der ich einmal die Schultasche tragen durfte. Und Hansi Ditten, dem ich viel verdanke.

Wir setzten uns ins überfüllte Café Drude und teilten uns das letzte Stück Obstkuchen und tranken dazu «Mokka», also Kaffee.

Gegenüber die «Theaterklausur» fremdartig wieder aufgebaut, in der sich die Eltern nach Bruckner und Brahms einen Schoppen genehmigt hatten. «Fürwahr, dies Huhn ist nicht von Pappel!»

Die Bedienung war zu Robert belustigt-freundlich, wie überall, wo er auftaucht, zu mir eher scheel und von der Seite. Robert, der bereits ansetzte zu einem allgemeinen Bericht über Vergangenes und Zukünftiges, verlangte es nach einem Schnaps, und ich mußte an die unwürdigen Jahre 46/47 denken, wo ich direkt gegenüber als Lehrling bei der Firma Hansa-Druck gearbeitet hatte: durchgetretene Schuhe, «Stahlhelmer-Jackett», Baujahr 1922, von Vater noch, von Schneider Pipping notdürftig umgeschneidert.

Schon damals war die Stadt ruiniert, jetzt ist sie zermürbt, ja, verfallen. Ein allgemeiner Bröckelhaufen. Das alles wieder in Ordnung zu bringen wird Jahre dauern.

Nach der Stärkung strebten wir an identifizierbaren Häusern mit Vorkriegs-Anstrich vorüber. Zu jedem Haus Anekdoten repetierend. Die Privatklinik, in der Roberts Unglück seinen Anfang nahm. Daneben Allwardt, der «Treppenbäcker» genannt, weil drei Stufen nach oben. Gegenüber das von Efeu bewachsene Haus der Frau Speer, in dem ich mal am Fenster saß und in den Garten kuckte, während meine Mutter im dunklen Salon eine Tasse Kaffee trank. Gipsbüsten standen auf der Mahagoni-Etagère: griechische Zitate, denn der Mann war Studienrat gewesen. Jahrelang studieren, promovieren und am Ende den Schülern das Gerundium beibringen?

Die große Kastanie in der Prinzenstraße, in die schon mein Vater als Kind den Knüppel geworfen hatte, steht noch, kein Walnußbaum, sondern eine Kastanie.

Das winzige Haus mit den Pekinesen im Fenster, die wir gern ärgerten, wenn wir zur Schule gingen. Dahinter hatte die Synagoge gestanden, «Abraham Glücksmann, Synagogendiener» stand im Adreßbuch. Alles verschwunden. Jetzt steht dort ein Wohnblock für Stasi-Angehörige. Eine ganze Straße hat man dafür abgerissen, obwohl es doch weiß Gott Trümmergrundstücke genug gegeben hätte in der Gegend. Die Leute huschen jetzt um die Ecke, sie werden geschnitten, keiner grüßt sie. «Was haben wir denn getan?» Am sogenannten Unrechtsbewußtsein scheint's zu mangeln.

Drogerie Kotelmann. Man muß ja nicht gleich bei der Stasi gewesen sein: Der Drogist verkaufte meiner Mutter nicht einmal einen Kamm, damals, als sie aus Hoheneck heimkam. Schlachter Timm und Café Heyde. Die Art-déco-Tür und Tortenmodelle aus Gips im Fenster. Die dänische Serviererin hatte gesagt: «Eisch isch ausch.»

Es war geschlossen. «Wir sind noch nicht wieder so weit», sagte eine Frau, als wir an der Tür rüttelten. Sie müßten sich erst auf die neue Zeit einstellen. Als Kinder kauften wir hier für 5 Pfennig Kuchenkrümel.

An der Ecke Seifenheimchen, jetzt HO.

Optiker Baudis – «geht's besser so oder so?» –, das Delikatessengeschäft Max Müller, bei dem es gute Lebens- und Metzwurst gab. Buchhändler Joerges, wo meine Mutter jeden Sonnabend ein Buch kaufte. Und so weiter und so fort. Alles abgerissen. Es hat ja alles keinen Zweck.

Dann das Haus Nr. 90, von dem alte Rostocker wissen, wer dort gewohnt hat. Hier war wieder ein «Gottsdonner!» fällig.

Ob im Wald, ob in der Klause
Dr. Krauses Sonnenbrause.

Kosmosbändchen gestanden, nie gelesen. Und über der Eichentruhe die Schießscheiben und der Säbel meines Vaters, jetzt also Klo der Arbeiter. Robert zeigte den Arbeitern im Aufenthaltsraum überflüssigerweise die Stelle, wo, wie er sagte, der Flügel gestanden hat. Glückes genug? Ja, Schnauze voll.

«Hier stand der kleine Tisch mit der Weinbrandflasche, dort das Harmonium.» Jaja. Is schon gut.

Das Esszimmer: mittags beim Abmachen der Maischollen «Schulbericht» – klare Sache und damit hopp!

Das Wohnzimmer mit dem Bild von der «Alten Liebe» in Cuxhaven: Das Bild ist gerettet, es hängt jetzt bei Robert in Nienendorf. Die Bücher – wo mögen sie geblieben sein? In den Büchern stand doch unser Name – es werden sich vielleicht noch welche anfinden. Lafcadio Hearn, Ernst Wiechert: «Das einfache Leben».

Ja, die «Alte Liebe» ist gerettet worden, aber die andern Bilder sind futsch, die Kapitänsbilder, die Kastanie – was man so hatte. Desgleichen die «Ahnenpapiere» in der Kommode, mit den Briefen und Aufzeichnungen der Altvorderen. Auch das gehört in die Liste der Verluste, die Sachen hätten mir beim Schreiben meiner Bücher sehr nützlich sein können.

Die Bilderbibel von Doré, die ebenfalls in der Kommode lag, habe ich mir inzwischen wiederbeschafft. Moses zerbricht die Gesetzestafeln. Auch die Bibliothek der Eltern, Buch für Buch, in Antiquariaten.

Aber das Porzellan, das Silber? – Wer war es, der sich hier bedient hat? Die Tür habe offengestanden, und alle möglichen Leute seien aus und ein gegangen. Fußhoch habe der Dreck gelegen. Wie vielen Familien ist es so gegangen wie uns damals, den Flüchtlingen, den Vertriebenen, den Juden, den Emigranten. Durch diesen Verlust sind wir ein Teil des Ganzen geworden. Aber das eine oder andere hätte man eben doch gern wieder um sich gehabt ...

Wir standen also in der alten Wohnung. Ich hatte Mühe, mich zu konzentrieren, nicht wegen der Menschen, die hier herumliefen, sondern weil sich Fechners Film dazwischenschob. Wenn

ich versuchte, mich an die Möbel zu erinnern, dann waren es die Möbel der Filmrequisite, und wenn ich versuchte, den Vater zu sehen, kam Karl Lieffen ins Bild: Pape ist mir piepe, ich pupe auf Pape.

An einem der Fenster hing noch das Außenthermometer, dessen Glas schon damals an der unteren Schraube gesprungen war. «Gottsdonner!» sagte mein Bruder.

Der Rostfleck in der Badewanne.

Wir stiegen auch in den 3. Stock, besahen mein kleines Zimmer, in dem ich im Winter 39/40 mit Scharlach gelegen hatte und Ende des Krieges Swingplatten gehört. – Hier stehen jetzt die Spinde der Herren Knüttel, Uhlmann und Kaden. An der Tür ließen sich noch die Spuren meines Namensschildes ausmachen, das ich mir am Bahnhof in der Maschine ausgestanzt hatte.

Mauerschau: alles registriert, nichts vergessen. Uns ging's ja noch gold. – Es ist ein besonderes Glück, daß gerade die Mansarde unverändert geblieben ist. Die Scharlachzeit war wie eine Vorübung zur Einzelhaft zehn Jahre später. Bei ein wenig Stammheim-Komfort hätte ich es in meiner Zelle lange ausgehalten. Für mich war es nie ein Problem, eingesperrt zu sein. Das Rauskommen war es. Da kam es dicke.

«Acht Jahre sind eine lange Zeit ...»

(Zarah Leander in «Heimat»)

Unterm Fenster, wo mein Bett gestanden hat, ist noch die kleine Leiste zu sehen, auf der ich, während meiner Krankheit in Ruhe gelassen, mit Märklin-Autos spielte und Hinrichtungen an Halma-Steinen vornahm. Es ist noch der Originalanstrich, cremegelb, und oben auf der breiten Fensterbank, von der aus ich damals die Klingelschlitten beobachtete, lag – es ist fast peinlich zu sagen – ein vertrockneter Schmetterling. Für wen halte ich das alles fest? Es ist der Erinnerungsschock, der registriert werden muß.

Wieder draußen auf der Straße – vom Schlachter Timm aus winkten sie uns zu –, fielen wir dann noch einem Verrückten in die Hände. Als wir uns gerade das Geschäft vom Landfrauenverband ansehen wollten, in dem gerupfte Gänse, eine neben der anderen, gelegen hatten, was heute ein kleines Papiergeschäft ist, wurden wir von einem Fanatiker angesprochen.

Wir wären seine Zeugen! Wenn ihm jetzt was passierte, Auto-unfall oder so etwas, könnten wir das klarstellen.

Er führte uns an eine Pforte, wartete noch ein bißchen auf eine etwas miesepetrigere Frau von der Presse und versuchte die Pforte zu öffnen. «Dies ist nämlich ein geheimer Zugang zur Stasi-Zentrale!» sagte er. Da sich aber direkt daneben eine breite Einfahrt befindet und das Stasi-Hauptquartier darüber hinaus von Bürgern besetzt gehalten wird, verzichteten wir auf weitere Enthüllungen und machten uns davon.

Schon merkwürdig, daß sie die Stasi-Zentrale direkt neben unser Haus setzten. Und daß dort der Schulkamerad residierte, der mich zeitweilig jeden Morgen zur Schule abholte.

Es gibt ja nicht nur Irregeleitete, sondern auch Verrückte, das muß man immer bedenken.

Wir rissen uns los und machten, daß wir weiterkamen. An «Pingel und Topp» gingen wir vorüber und wortkarg durch die Schwaansche Straße in die Stadt zurück. Das Gefängnis in der Schwaanschen Straße: Hier saß dann ja Mutter und winkte zwischen den Gitterstäben hindurch dem Herrn Cornelli zu, den es gar nicht gegeben hat.

In der Nachkriegszeit beobachteten wir hier PG-Frauen, wie sie von der Straße aus sich mit ihren eingesperrten Männern zu verständigen suchten. Ich stellte mir vor, wie Mutter da oben gestanden hat. Wir hätten uns nicht verständigen können mit ihr, wir saßen damals schon in Bautzen. Erinnert sei an die eine Volkspolizistin, die sie tröstete und ihr Weißbrot zu-steckte.

Wir erregten nicht gerade Aufsehen, wie wir da durch die Stadt schritten, die Häuser betrachtend, als müßten wir sie «abnehmen», aber doch drehte sich der eine oder andere nach uns um,

wie Luden Patent es getan hatte bei der Suche nach seiner treulosen Geliebten.

In einer Musikalienhandlung erbat ich von der kassemachenden Verkäuferin provokativ fortschrittliche revolutionäre Kampfliteratur. Andere Verkäuferinnen kamen herbei. Sie durchschauten mich sofort und wendeten sich ab, obwohl nichts zu beweisen war. Ich kaufte das Buch «Leben – Singen – Kämpfen» für 3,75 Mark. Ich werde das von der Steuer absetzen.

Auf den Schultern tragen wir die Sonne in das Land.

Bei Leopold fand ich allerhand Interessantes. Das werde ich mir in Nartum zu Gemüte führen. Eine Schießfibel der NVA und anderes Zeugs, das mir fröhlich eingepackt wurde, da es sich um Ladenhüter handelte. Auch eine Gedichtanthologie kaufte ich: «Landschaft unserer Liebe» heißt sie: es ist sagenhaft! Es haben sich an dieser Sammlung auch Autoren mit Mumpitz beteiligt, die im Westen hochgelobt werden und mit Preis auf Preis versehen wurden. Versteh das, wer will. In einer solchen Nachbarschaft wäre es mir nicht wohl gewesen. Und was haben sie denn davon gehabt? Wie Uwe Johnson sagte: Sie haben ihre Biographie ruiniert.

Die Buchhändlerin ließ es sich nicht anmerken, daß sie mich erkannt hatte. Auch zum Schluß nicht, als ich ihr meinen Namen auf die Quittung buchstabierte.

Einwickelpapier so dick wie Pappe. Aber: warum nicht? Geht doch auch.

Für die Schallplatten, die ich haben wollte, mußte eine umständliche Tour in ein fernliegendes Lager angetreten werden: Es handelte sich nämlich um Liedgut, das in der DDR jetzt unverkäuflich ist: Deutsche Volkspolizei singt und musiziert, Arbeitersportlermärsche, Schalmeienlieder (Aktivistenmarsch). Ich nahm aber auch eine Platte mit, die sich «Erzgebirgs-Weihnacht» nennt. Es ist leider kein «Hamit»-Lied dabei.

Nicht zu vergessen: eine Platte mit Liedern des unerträglichen Ernst Busch, die werde ich abspielen, wenn sich Friedens-

Robert kaufte sich im Zigarrenladen Welp am Neuen Markt noch hiesige Zigaretten. Alle Verkäuferinnen kamen herbei und scharten sich um ihn. Ich sah ihn mir an in den Spiegeln der Vitrine: Was für ein liebenswerter Mensch.

Seid verwöhnt, raucht Welp-Zigarren!

Inzwischen dämmerte es, und wir fuhren zu unseren Gastgebern zurück, wo wir nun schon ganz zu Hause sind. Hier händigte man uns die Uniform einer jungen Pionierin aus, Rock, Bluse, Schiffchen und so weiter, die man uns inzwischen besorgt hatte.

Rostock

Sa 6. Januar 1990, Epiphania

Dus hemd is mir nehnter wi dus klejd. (Jiddisch)

Heute morgen fuhren wir wieder in die Stadt, um die Besichtigung fortzusetzen, die sich allmählich in eine Inspektion wandelte.

Wir stellten den Wagen diesmal in der Strandstraße ab, in eine Trabbi-Reihe, und sahen uns den Trümmerhaufen an, der einmal unser altes Geschäftshaus gewesen war, 1904 für 90000 Goldmark gekauft. Das war nun schon fast komisch: herausgeschlagene Fenster, zugenagelte Türen, und das Fenster, hinter dem Großvater K. gesessen hatte («Du bist och so'n oll Morslock»), mit dem Ausblick auf das jenseitige Warnowufer, gar zugemauert. Wir erfuhren, daß das Haus demnächst abgerissen werden soll. – Wie können sie das tun, es gehört doch uns?

OTTO WIGGERS – SCHIFFSMAKLER, das Schild hatten sie übertüncht. Zeitweilig soll sich hier ein Polizeirevier befunden haben. Im obersten Geschoß die Familie Scheel, drei Söhne gefallen.

Ich konnte es nicht lassen und kletterte in der Ruine herum.

Vom Dachgeschoß aus blickt man auf die Marienkirche, durch das Fensterchen sieht sie aus wie eingerahmt. Das wäre was für mich. Robert könnte unten eine Kneipe aufmachen, «Kumm rin, kannst rutkieken», und ich oben im Dachgeschoß aus dem Fenster kucken. Aber was sollte ich dort oben? Noch ein Buch über Rostock schreiben?

Im Mai 1945 lag unser Dampfer «Friedrich», mit Flüchtlingen randvoll, nicht weit vom Mönchentor, am Kai, wir hätten ohne weiteres mitfahren können. In allerletzter Stunde lief er aus, die russischen Panzer fuhrn schon am jenseitigen Ufer umher.

«Was würde Vati sagen, wenn wir alles im Stich lassen», sagte Mutter damals. Und: «Wir halten die Stellung.» Und das war's denn. Hier hatte sie der Instinkt im Stich gelassen.

Den alten Hafen, in dem früher einmal die größte Segelschiff- flotte des Ostseeraumes zu Hause gewesen war, in dem Motor- segler anlegten aus Aalborg oder Rotterdam, gibt es nicht mehr. Sie nennen ihn jetzt den «Alten Stadthafen», und sie wollen eine Anlage daraus machen. Das hatten schon die Nazis vor- gehabt.

Das Mönchentor, das Pestkrankenhaus, das Katharinenklo- ster. – Die Kneipe von Alphons Köpcke mit dem versteinerten Arsch einer Südseeinsulanerin existiert nicht mehr. Ein Neffe des Wirtes, ein Polizeimeister, genannt «Winnetou», hat mir als alter Rostocker in Bautzen mal geholfen, mich «gerettet», wäre zuviel gesagt: Wir sollten wegen gehorteter Illegalien bestraft werden, und da hatte ich den Einfall, den Mann beim Verhör auf Platt anzureden, ich wußte ja, daß er aus Rostock war.

«Ach, Se sünd ok 'n Norddutschen?» sagte er, und da war die Sache erledigt.

Dann wanderten wir durch die Hafengassen. Die Straßen- namen: Schnickmannstraße, Große Mönchenstraße, Alte Gru- be. In der Koßfelderstraße ist John Brinckman geboren (Nr. 23), und hier wohnte auch unser Wohltäter, Carl Grosschopff (Nr. 16). Beide Häuser sind nicht mehr vorhanden. An John

Brinckman erinnert nichts. An unsern Großonkel natürlich auch nichts.

Wir stolperten, taumelten, denn das Pflaster war aus den verschiedensten Steinen zusammengeflickt. Löcher, Aufwellungen, die Häuser links und rechts, mit Bäumchen in der Dachrinne: «Achtung Einsturzgefahr», vernagelt, eingestürzt, als ob die Stadt von aller Welt verlassen worden sei. – Hier und da zeigten sich Bürgeraktivitäten, einzelne renovierte Fassaden. So manches Haus wird zu retten sein: das muß aber schnell gehen. – Das düstere Januarwetter, der schmierige Nebel, die Dunstglocke der Braunkohleöfen. Wir beide waren uns einig: Dies ist nicht mehr die Heimatstadt, eine Rückkehr kommt nicht in Frage. Ganz abgesehen davon, daß wir uns hier reindrängeln müßten, die würden sich schön bedanken!

Ja, irgendwie priesen wir sogar die Zuchthauszeit, durch die sich die Flucht erledigt hatte, die wir vielleicht nie gewagt hätten. Man hatte uns aus dem Verkehr gezogen und dann hinausgeleitet. Nie hätten wir die Kurve gekriegt, wer läßt schon ohne Not alles im Stich?

Der Hinstorff-Verlag, dem wir dann als alte Rostocker noch einen Besuch abstatteten, zum Zwecke freundschaftlicher Anknüpfungen, hat sich in einem rekonstruierten Giebelhaus der rekonstruierten Altstadt darangemacht, sich zu rekonstruieren. Nach und nach füllte sich der Raum, ein Herr Simon, der jetzt die Geschäfte leitet, eine Reklametante und der freundliche Herr Hamer von der liberalen Zeitung. Wir erörterten die Umstände meiner geplanten ersten Lesung in Rostock. Vielleicht könnte man auch ein Buch herausbringen mit Ausschnitten aus meiner Chronik. Robert: «Eine Art Blütenlese?»

Ich ließ Westbücher da (also Taschenbücher meiner «Chronik») und zog mit Ostbüchern ab (also Strittmatter und dergl.).

Zu Mittag trafen wir uns mit unseren Gastgebern im Ratskeller. Wir hatten einen Tisch bestellt, gingen also an den vorm Eingang wartenden Rostockern vorüber. Ich richtete eine An-

sprache an das Volk, daß mir das peinlich sei, daß wir aber einen Tisch bestellt hätten und so weiter.

«Jaja, ist schon in Ordnung.»

Es ist mir ein Rätsel, wieso draußen so viele Leute auf einen Tisch warteten, das halbe Lokal war doch leer?

Im Ratskeller: von den bemalten Gewölben hingen früher einmal alte Schiffsmodelle herab, und die Wände waren mit Kapitänsbildern gepflastert. Von dem allen ist nichts mehr vorhanden, kein Stammtisch, keine Tischbuchten, kein Kellner im Frack, eine leere, schmutzige Kellerflucht. – Wo ist der Zauber der alten Hansestadt geblieben? Wann haben sie der Stadt das Herz herausgerissen?

Bei säuerlichen Rouladen («Metzger Art» mit Schinkenchampignons und Kartoffelschnee, 9,65 Mark) schrieb ich die Speisekarte ab.

Speisekarte Ratskeller Rostock 1990

Wir begrüßen Sie auf das herzlichste in der HOG Ratsweinkeller Rostock.

Betrachtet man die historischen Daten, so wurde in den Kellergewölben schon 1421 der Ausschank durchgeführt. Im Laufe der Zeit wurden immer mehr Bereiche erschlossen. Da gab es die Herrenstube, eine Billardstube, den großen Rheinischen Keller, eine Geldbude, eine Düstere Kammer und noch einiges andere.

Ein halbes Jahrtausend verkehrte nur die herrschende Schicht in diesen Räumen.

Anfang des 19. Jahrhunderts wurde der Ratskeller für den öffentlichen Verkehr freigegeben.

Nach 1945 wurde das Haus wieder versorgungswirksam und ist heute die Heimstätte der sozialistischen Gastronomie und gleichzeitig Ausbildungsobjekt für den gastronomischen Nachwuchs.

Ziel der Arbeit unseres qualifizierten Mitarbeiterkollektivs ist es, allen Gästen ständig Behaglichkeit, Gastlichkeit und hohe gastronomische Leistungen in Küche und Service zu bieten.

Für Ihre Anerkennung unserer Arbeit, aber auch für einen kritischen Hinweis sind wir Ihnen dankbar.

Das Kollektiv.

VE EHB (HO) Gaststätten Rostock

